25. September 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 220

# In freier Stunde




30. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)



„Allerdings, Korff . . . bitte sprechen Sie weiter!"

„Ich weiß nicht recht, das ist Thormeyers Sache. Korff wird die Sache als Werkerfindung patentieren lassen und dann schleunigst verduften müssen. Reden wird er wohl nicht. Und das Werk hat das größte Interesse daran, daß von der ganzen Sache so wenig wie möglich geredet wird."

„Aber ich nicht!"

Niemöller ist einen Augenblick verblüfft.

„Wieso Sie nicht? Wie soll ich das verstehen?"

„Ich werde reden!"

„Sind Sie des Teufels?"

„Ich verlange einmal, daß der Mann ordnungsgemäß der Staatspolizei übergeben wird. Zum andern werde ich den wirklichen Eigentümer davon unterrichten, daß man seine Erfindung gestohlen hat."

„Den eigentlichen Erfinder? . . . Ist das nicht Korff?"

„Nein."

„Wer ist es oder wen halten Sie denn für den geistigen Urheber?"

„Ich bin nicht berechtigt, hierüber Aussagen zu machen."

„Sie wollen also nicht sprechen?"

„Nein."

„Dann will ich Ihnen etwas sagen: Ich verbiete Ihnen jede eigenmächtige Handlung. Zugegeben, daß sich der Fall dadurch, daß Sie den Eigentümer kennen, etwas kompliziert, zugegeben auch, daß über die Hinzuziehung der Staatspolizei zu verhandeln ist, auf alle Fälle enthalten Sie sich jeder eigenmächtigen Handlung, bis Herr Dr. Thormeyer benachrichtigt ist und entschieden hat. Verstanden?"

„Verstanden habe ich, Herr Niemöller."

Annemarie hat sich langsam erhoben und steht ihm mit blitzenden Augen gegenüber.

„Also handeln Sie gefälligst danach."

„Mir hat Gott sei Dank niemand von Ihnen etwas zu sagen. Und in dieser Sache bin ich nur meinem Gewissen verantwortlich, sonst niemand. Ich hab' in dieser erbärmlichen Komödie schon mehr verunglückte Rollen gespielt, als mir zuträglich war. Jetzt handle ich!"

Ohne weiter aufzublicken, verläßt sie schnellen Schrittes den Raum und ist verschwunden, ehe Niemöller sich von seiner Verblüffung erholt hat. Er will ihr nachlaufen . . . aber wohin? Das Haus hat vier Ausgänge, das Fabrikgebäude vierzehn Tore. Es ist überflüssig, sie zu suchen, zwingen könnte man sie auch nicht. Er kehrt zurück und setzt sich schweigend auf das Ledersofa.

„Sie ist fort?" fragt Friedrich Wernicke, der den Vorgängen stumm zugesehen hat.

Niemöller nickt. Er sieht mit einem Male müde und alt aus.

„Nehmen Sie das Material zusammen, wir gehen nach Haus. Ich werde Thormeyer noch einmal anrufen müssen. Das verrückte Frauenzimmer hat alles auf den Kopf gestellt, und dabei hat sie gar nicht unrecht. Wir müssen annehmen daß die Kriminalpolizei in ein paar Stunden bei mir ist!"

„Die Kriminalpolizei . . . soso . . ." murmelt Wernicke mit entsetzten Augen.

Dann geht er langsam hinterdrein.

*

Annemarie sitzt in einer Taxe und treibt den Chauffeur zu raschester Fahrt. Sie hat ihm ein Fünfmarkstück versprochen, wenn er sie in einer Stunde an Ort und Stelle bringt. Die Straße in Werder weiß sie noch von Onkel Heinrich. Das Haus wird sie schon finden Es werden nicht allzu viele Tankstellen dort sein, bei denen sie fragen muß.

Der Mann fährt, was der Wagen hergibt. Sie schließt manchmal die Augen, wenn er einen anderen Wagen überholt, und doch scheint ihr die Fahrt endlos.

Werder! Werder! Wo bleibst du? Herrgott, Zehlendorf erst! Nimmt Berlin nie ein Ende?

Hoffentlich ist er daheim. Er wird überrascht sein. Vielleicht blitzt auch das alte böse Mißtrauen wieder auf . . aber das ist ja Wahnsinn. Sie steht doch auf seiner Seite! Das muß er doch sofort begreifen, daß sie alles aufs Spiel setzt, um ihm zu helfen, daß nicht ein anderer die Früchte seiner Arbeit stiehlt.

Wie war das? Werkerfindung? Hat Niemöller nicht so gesagt? Natürlich . . . in den Räumen der Amag hergestellt. Und wenn sich die Amag sträubt, Ohlendorffs Erfinderrecht anzuerkennen? Kann nicht Korff zu gleicher Zeit auf den Gedanken gekommen sein? Das gäbe einen Prozeß . . . du lieber Gott!

Sie weiß, was das bedeutet, sie hat die Akten ähn-

licher Patentstreitigkeiten oft genug mit Thormeyer durchberaten. Außerdem ist sie Juristin und weiß, wie man es anstellt, einen Menschen zu zermürben. Und wer will gegen die Macht der Amag an?

Vielleicht hat Ohlendorff noch selbst Material? Das wäre möglicherweise eine Lösung. Das beste aber wird es sein, sie spricht mit Thormeyer. Vielleicht kann sie Einfluß auf ihn gewinnen, daß er das Erfinderrecht anerkennt ohne gerichtliche Auseinandersetzung. —

Sie haben Potsdam durchfahren, die Straße wird schmaler, kurvenreicher, Werder kommt in Sicht.

Das Herz klopft ihr bis zum Halse.

Der Fahrer scheint gut Bescheid zu wissen. Dahinter steht eine blauweiße Zapfsäule. Dort muß es sein.

„Bitte warten! Die fünf Mark außer der Taxe haben Sie schon gewonnen!" ruft sie dem Fahrer zu.

Der nickt lächelnd und stellt den Motor ab.

Sie läuft durch die Toreinfahrt. Da blafft ein Köter und schießt auf sie los. Er ist an der Kette, Gott sei Dank, aber der Schreck . . . Dahinten steht eine große Tür offen . . . und Männer . . . o Gott, das ist er! Er kommt gerade auf sie zu, im blauen Arbeitsanzug, ein Handtuch zwischen den Fäusten, er muß sich wohl soeben gewaschen haben . . . Sie bleibt stehen. Es ist ihr, als setze das Herz aus, und im nächsten Augenblick wird es ihr schwarz vor den Augen. Aber sie reißt sich zusammen, beißt die Zähne aufeinander . . .

„Suchen Sie jemand?"

Seine Stimme.

„Ach so . . ."

Er hat sie erkannt. Sein Gesicht, das eben noch höfliche Verbindlichkeit zeigte, wird steinern. „Sie kommen sich wahrscheinlich erkundigen? Nein, die Amag-Werke können beruhigt sein, wir schaffen es nicht. Da drinnen liegt ein Trümmerhaufen, und der Mann, der sein Leben dabei aufs Spiel setzte, liegt im Krankenhaus. Ich gratuliere Ihnen und Ihrem tüchtigen Chef. Her Korff hat die Bahn frei."

Mit weitgeöffneten Augen starrt sie ihn an.

„Heinz . . . Heinz!" flüstert sie entsetzt. „Ihr werdet . . . nicht fertig?"

„Wundert Sie das? Sie haben allen Grund, sich zu freuen!"

„Du Narr!" schreit sie ihn da an, packt ihn bei seinem Kittel und reckt sich zu ihm hin, als wolle sie ihm jedes Wort ins Herz hämmern. „Begreifst du denn noch immer nicht? Ich stehe doch bei euch! Nur bei euch! Warum glaubst du denn, daß ich hier wäre? Um deine kindische Starrköpfigkeit, deine lächerliche Blindheit zu genießen? Um eure gemeinsame Arbeit zu retten, darum bin ich hier! Wollt ihr denn dem andern alles kampflos überlassen? Heinz . . . du hast eben gesagt, einer von euch liege auf Tod und Leben im Krankenhaus . . . soll das alles umsonst durchgemacht sein?"

Er blickt sie an wie ein Erwachender. Zum ersten Male dämmert etwas in ihm auf, woran er bisher noch nicht gedacht hat. Das ist eine Erkenntnis, die erleuchtet, blendet und zugleich brennt.

„Was ist? Rede!" herrscht er sie an.

„Korff hat deine Erfindung gestohlen und will sie nach Prag verkaufen."

„Korff . . . meinen Vergaser . . . aber das ist ja lächerlich. Woher soll er denn den kennen?"

„Ich habe die Pläne gesehen vor einer Stunde. Es sind deine, dieselben, an denen du auf der Insel gearbeitet hast mit Schorsch. Sie waren schon auf dem Wege zur PAC. nach Prag. Der unterschriebene Vertrag lag bei. Eine halbe Million als Kaufpreis."

„Woher weißt . . . du das? Weißt du überhaupt, was du sagst?"

„Unser Werkdetektiv brachte alles vor einer Stunde. Ich bin geradewegs zu dir."

„Mädel!"

Ohlendorff reißt sie an sich.

„Das hast du für mich, für uns getan?"

Er sucht in ihren Augen, als könne er das Wunder nicht begreifen. Sie aber macht sich sanft los . . . es wird ihr unendlich schwer in diesem Augenblick . . . und läuft zur Taxe.

„Komm! In einer Stunde kann alles zu spät sein. Du mußt bei Korff gewesen sein, ehe die Polizei eintrifft!"

Mit hastenden Händen reißt er sich den Arbeitskittel herunter, einen Hut braucht er nicht, im Laufen schon ordnet er seine Kleider. Dann springt er nach Annemarie in die wartende Taxe, und fort geht's.

Während die Häuser Potsdams, die Kiefern der westlichen Vororte, die Häuser Berlins an ihnen vorübereilen, ersteht aus Frage und Antwort vor ihm ein Bild der Erlebnisse, ein Bewußtsein der Gefahr und eine Erkenntnis dessen, was er für Unrecht auf sich geladen.

Annemarie möchte bei ihm bleiben, aber er will es nicht.

„Das ist eine Angelegenheit unter Männern."

„Was hast du vor?"

„Eine Spazierfahrt mit Herrn Korff."

„Du wirst ihm nichts antun! Heinz, ich bitte dich darum!"

„Ich denke auch nicht daran. Sieh her . . . nur zwei Fäuste nehm ich mit zu ihm."

„Heinz . . ."

„Keine Angst, Mädel! Aber irgendwohin muß ich doch mit der Freud' . . . und der Wut! Außerdem denke ich an Hambacher und Schorsch . . . so oder so . . . Korff hat sie beide auf dem Gewissen. Aber sei ruhig, wenn er vernünftig ist, krümme ich ihm kein Haar."

Er bringt sie zur Amag, lädt sie dort unbarmherzig aus und verspricht, anzurufen. Dann läßt er sich zum Westen fahren.

In einer der vornehmen Etagen wohnt Dr. Korff. Vor dem Eingang warten Menschen, zwei Polizeibeamte halten Ohlendorff an und fragen, wohin er wolle.

Auf seine Antwort, daß er zu Dr. Korff möchte, schüttelt man bedauernd den Kopf.

„Sie können nicht hinauf. Die Kriminalpolizei ist oben. Dr. Korff ist vor einer Stunde ermordet worden."

„Ermordet . . . großer Gott! Lassen Sie mich hinauf, ich habe wichtige Aussagen zu machen!"

Die Beamten überlegen einen Augenblick, dann führt ihn der eine in die Wohnung. Die Kommissare haben ihre Arbeit bereits abgeschlossen und stehen im Korridor. Sie notieren sorgfältig, was ihnen Ohlendorff angibt, von den Beziehungen zu Hambacher, von dem Diebstahl des Patentes.

„Kennen Sie diesen Mann?" fragt ihn der Kommissar und deutet auf eine vollständig teilnahmslos in der Ecke hockende Gestalt. Ohlendorff erinnert sich, ihn damals auf der Insel bei Korff gesehen zu haben.

„Er sagt nämlich kein Wort weiter aus, als daß er der Mörder sei. Er hat Dr. Korff mit einer Bronzevase erschlagen. Notwehr vielleicht. Aber es ist nichts herauszukriegen."

Eine Weile beraten die Beamten noch, da kommt Niemöller.

Er geht sofort auf Wernicke zu und gibt ihm die Hand. Ein Aufleuchten der teilnahmslosen Augen dankt ihm.

„Menschenskind! War das nötig? . . ."

(Fortsetzung folgt.)

# Der wehrhafte Pastor

Von Geerd Feuerhake.

Februar in einem der Nachkriegsjahre. Die belgische Besatzung hat das Land zwischen Maas und Rhein mit ihren Bataillonen und Regimentern überschwemmt. Hochwasser ist vom obern Rheinlauf gemeldet Doch was hat man schon zu fürchten. In der Niederung zwischen Granenburg und Zyfflich sind die Dämme stark und gut im Stande. Man kann sich auf ihre Kraft verlassen.

Licht nach Licht verlöscht in den strohgedeckten Bauernhäusern rechts und links der breiten Landstraße. Klar und hell funkeln die Sterne über den Wiesen und Aeckern, die jetzt tief verschüttet sind vom pulvrizen Schnee.

Zwischen den Deichen aber treibt herrisch und hoch der lehmgelbe Strom zu Tal, dem Land der Mijnheeren zu. Niemand wacht auf den deutschen niederrheinischen Dämmen, alle verteidigungsstarken Männer und Jünglinge sind bei Xanten zusammengezogen worden, da soll es schlecht stehen, sehr schlecht, aber ein Dammbruch muß verhütet werden.

In der Studierstube des Pfarrers Hellenberge brennt noch Licht. Eben hat die Uhr Mitternacht geschlagen. Der Geistliche sieht von seiner Arbeit auf. Womit hat er sich befaßt zu so später Stunde? Die Geschichte seiner Ahnen war's. Bauern und Lehrer, dickköpfige Westfalen sind seine Vorfahren gewesen.

Den fast 75jährigen Pfarrer überkommt die Müdigkeit, er will zu Bett gehen, morgen hat er wieder einen schweren Arbeitstag vor sich.

Der Theologe öffnet das Fenster, herb und frisch strömt die kalte Nachtluft ein . . . weit in der Ferne vermeint man das Brausen des Stromes zu vernehmen. Wie hell die Nacht ist? Freundlich glitzert der Schnee. Auf die Jagd müßte man gehen, überlegt der Pfarrer, aber dann muß er gestehen, daß er dazu jetzt schon zu alt ist. Vor zwei Jahren ging's noch, aber jetzt fällt ihm jeder weite Marsch schon schwer.

Pfarrer Hellenberge lauscht in die Nachtstille. Warum eilt denn jemand jetzt durch die Nacht? Ist's ein Dieb, der flüchtet, oder ein Schmuggler? Die Schritte trappeln näher. Jetzt sind sie an der Kirchhofspforte. Die Tür zum Gottesacker öffnet sich quietschend . . .

Lichtschein fällt von der geistlichen Studierstube auf den Schneeweg.

„Hallo," ruft eine heisere Frauenstimme in die Nacht.

„Was ist?" fragt Hellenberge zurück.

„Herr Pfarrer" — jetzt hörte Hellenberge die Stimme der tauben Katrin heraus, die ganz weitab im Armenhaus wohnt — „kommen Sie zum Deich . . . da sind Männer, die machen sich auf der Krone zu schaffen. Mit Spaten und Hacken. Ich glaub', Holländer sind's, die wollen unsern Deich durchstechen."

Pastor Hellenberge weiß, was da hinten vor sich geht, bisher hat er die Drohung einiger Grenznachbarn nie für Ernst genommen, diese Drohung, den deutschen Dam mdurchstechen zu wollen, wenn der Strom gefährlich würde. Nun ist es soweit.

Der Pfarrer Hellenberge wächst in dieser Stunde zum Preußen Hellenberge. Eine Viertelstunde kann vielleicht das Schicksal des ganzen Landes entscheiden; wenn nur noch ein paar handfeste Kerle in der Nähe wären, doch die sind alle weg, auch die Grenzer, die haben die Belgier hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Der Preuße Hellenberge fackelt nicht lang. Alt ist er und die Gicht plagt ihn. Nein, stimmt nicht, die Gicht plagt den Pfarrer Hellenberge, der Preuße Hellenberge weiß nichts von Alter und Gicht. Der tut seine Pflicht. Und Pflicht tun heißt jetzt, die Jagdflinte von der Wand nehmen, die schöne liebgewordene Browningflinte mit fünf Patronen laden und dann los . . .

Ha, das könnte diesen Kerlen so passen, einfach den Damm durchstechen, hier alles versaufen lassen, damit die drüben ihre Gemüsebeete retten und alles, was sie leichtsinnig in der Nähe des Stromes aufgebaut haben. Wenn der Deich schon bricht, wenn das Wasser schon irgendwo seinen Festungsgürtel sprengt, dann aber da, wo der Rhein es will . . .

„Hunde," knurrte Hellenberge, „mitten in der Nacht den Damm abtragen, keiner soll es sehen, morgen früh wäre das Unglück geschehen. Der Damm war doch schlecht, werden sie sagen . . . aber wartet nur. Lebendig sollte man euch Deichfrevler im Damm begraben, so wie es uraltes Deichrecht befiehlt . . ." Josef Hellenberge vergißt ganz sein geistliches Amt. In die Taschen des schwarzen Rockes steckt er die Patronen, Hasenschrot nimmt er dazu . . .

Vorm Pfarrhaus erfährt er von der tauben Katrin, wo die Frevler arbeiten, gehört hat sie nichts, aber sie hat die Kerle gesehen, ganz leise ist sie davon geschlichen, das Dorf zu wecken . . .

Der Pfarrer gibt ihr den Schlüssel zum Kirchturm, brüllt der alten Frau zu: „Klettere in den Kirchturm, zieh an den Glockenseilen und dann schick mir Hilfe raus . . ." Die Katrin versteht.

Hellenberge schlägt den Kragen hoch, hängt das Gewehr um die Schulter und marschiert zum Deich. Ganz jung fühlt er sich wieder. Eigentlich hat er nur über die Seelen dieser Gemeinde zu wachen, in der Stunde der Not glaubt er sich aber auch verantwortlich für die Gärten, Felder, Höfe, für das Vieh und für das Leben seiner Dörfler.

Mühsam stapft der Pfarrer durch den hohen Schnee, oft sinkt er tief ein, fast bis zur Brust gerät er einmal in eine Wehe. Aber das macht ihm nichts, er hat einen festen Willen und dieser Wille zwingt ihn weiter.

Jetzt steht er hinterm Armenhaus, in dem die Katrin wohnt, wahrhaftig, da vorne sieht er die Kerle . . . keine fünfhundert Meter westlich verläuft die Grenze. Wie die Teufel arbeiten die Kerle. Na, wartet!

Zehn Mann sind es, genau zehn Mann! Und Pfarrer Hellenberge ist ganz allein. Aber bald wird Hilfe da sein. Alte Kerls nur und Schulbuben, vielleicht ein paar handfeste Dorfmädels. Mit denen muß man's versuchen, denn das ganze Land steht auf dem Spiel, um jeder Hof zeht es, um jeden Morgen Wiese oder Acker.

Pfarrer Hellenberge entsichert seine Flinte. Fünf Patronen sitzen im Lauf . . .

„Halt," ruft er den Kerlen auf dem Deich zu . . . Die halten inne in ihrem sündigen Werken, blicken auf, schaufeln dann weiter, als sich nichts rührt. Nun wird es dem Pfarrer doch zu dumm. Mit Worten geht es nicht, dann eben muß die Büchse reden.

„Hände hoch!" ruft er jetzt mit Donnerstimme und gibt gleichzeitg einen Schuß ab.

Da fahren die Deichschurken auf . . . Sind sie verraten? Umstellt? Zwei Minuten sind noch nicht verstrichen, da bullert von der Westseite wieder solch eine Schußsalve los. Hellenberge hat den Standort gewechselt, so schnell, wie ein Junger hat er das fertig bekommen, und dann hat er wieder geknallt.

Die auf dem Deich wissen noch immer nicht, was nun eigentlich geschieht, da hören sie Kirchturmglocken. Die alte Katrin zerrt am Glockenseil. Immer dringender wimmert die Glocke. Jetzt werden in den Höfen die Lichter wach, nun auch Pferdetrappeln . . .

Pfarrer Hellenberze ladet seine Büchse von neuem, wagt sich jetzt auf den Damm, seine guten Ohren haben vernommen, daß Hilfe im Anmarsch ist. Die Deichfrevler sehen den Alten, sie wollen sich auf ihn stürzen, da legt er wieder an . . . gebannt bleiben sie vor dem Pfarrer stehen, sie erkennen die Soutane . . . sie wagen sich nicht an ihn heran . . . ein Pfarrer mit einem Gewehr.

Hellenberge nützt die Verwirrung. Rauh und herrisch befiehlt er ihnen, sich aufzustellen, vor ihm herzumarschieren, dem Dorf zu, wer sich rührt, wird erschossen.

Ein verwegener Kerl, dieser Pastor . . . Aber da kommen ja schon ein paar Leute aus dem Dorf, mit Knüppeln und Dreschflegeln . . .

„Halt" kommandiert der Pfarrer. Die Frevler sollen wieder in Ordnung bringen, was sie zerstört haben.

Die Kerle lassen sich das nicht zweimal sagen. Mit verdoppeltem Eifer machen sie sich an die Arbeit. Wer faul ist, bekommt es bald von dem eigenen Kumpanen zu spüren . . . Die Männer vom Dorf sind auch streng, sie könnten eher einem Dieb verzeihen, als jemand, der sich am Deich vergreift . . . die Frevler wissen, was ihnen droht, wenn der Pfarrer sie zur Anzeige brinzt. Diesseits und jenseits der Grenze ist man unerbittlich gegen Deichfrevler, schwere Zuchthausstrafen stehen in Holland darauf, nicht minder schwere in Deutschland.

Nach einer Stunde ist der Damm wieder in Ordnung. Aber die Freiheit winkt drum noch lange nicht. Nein, solche Kerle, läßt man nicht frei. Sie könnten ja morgen wiederkommen und durchführen, was heute verhindert wurde.

Im Spritzenhaus ist Platz und Muße zum Nachdenken, dorthin sperrt man die Deichfrevler. Morgen wird der Gendarm kommen, die zehn nach Cleve ins Gefängnis bringen, dann wird man sie belehren, was es heißt, sich an der Erde zu vergreifen, die stämmige Fäuste in mühsamer Arbeit aufgeschichtet haben zum Schutz der Menschen und Felder, des Viehes und der Höfe, die alljährlich gefährdet sind vom raubgierigen Strom, der zwischen Cleve und Emmerich ins andere Land hinüberzleitet . . .

Seit dem Tage aber, an dem der alte Pfarrer den Dammfrevel durch sein energisches und mutiges Eingreifen verhindern half, seit jener heldenhaften Stunde auf dem Banndeich nennen ihn seine Nachbarn und Dorfbewohner nur noch den „Flintenpastor".

# Spürsinn

Von Ralph Urban.

Der jüngste Kriminalassistent vom Polizeipräsidium stand vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten und hörte zerknirscht die Strafpredigt an. Als Oberkommissar Dr. Mahr seinen Grimm ausgetobt hatte, ließ er die Zurechtweisung in eine freundliche Ermahnung ausklingen und kam dabei auf sein Steckenpferd zu reiten. „Rolle," sagte er zum Assistenten, „scharfe Beobachtungsgabe und vor allem der sechste Sinn des Detektivs, der Spürsinn, sind es, die den tüchtigen Kriminalisten ausmachen. Sie beobachteten wohl in der Straßenbahn, wie eine Hand in die Tasche ihres Nachbarn griff, aber sie verhafteten nicht den Dieb, sondern einen ehrsamen Brauereibesitzer. Ihr Instinkt hätte Ihnen sagen müssen, welcher der Verbrecher ist. Solange Ihnen dieses kriminalistische Feingefühlt fehlt —"

Das Klingeln des Tischtelephons ersparte dem Assistenten den Rest der Moralpauke. Der Oberkommissar meldete sich und bekam gleich darauf ein interessiertes Gesicht. „So, so," sprach er nach einer Weile in die Muschel, „Sie meinen also, der Juwelenräuber befinde sich noch im Café? Ich komme sofort!"

„Sie werden mich begleiten", wandte sich der Oberkommissar an den Assistenten. „Es handelt sich um einen äußerst schwierigen Fall."

Der Schutzmann Müller III stand am Rand des Gehsteiges und gab einem Passanten Auskunft. Dabei sah er, wie aus dem im nächsten Haus gelegenen Juwelengeschäft ein Mann trat, die wenigen Schritte bis zu dem daneben befindlichen Café ging und durch die fast nie zur Ruhe kommende Drehtür in das Innere der vornehmen Gaststätte verschwand. Der Polizist sah dies, wie man die tausenderlei Vorgänge des Straßenlebens mit dem Auge wahrnimmt, ohne das Gehirn damit zu beschäftigen.

Plötzlich schrillte der Ton einer Klingel, und auf der Milchglasscheibe, die sich oberhalb der Tür des Juwelengeschäftes befand, erschien in leuchtender Schrift das Wort „Hilfe"!

Der Schutzmann riß den Revolver aus der Ledertasche an seiner Hüfte und stürzte in den Laden. Er fand aber nur den verstörten Juwelier und einen Verkäufer vor. Auf dem Boden lagen einige Schmuckstücke.

Mit bebender Stimme klärte der Geschäftsinhaber den Polizisten über den Sachverhalt auf. Vor wenigen Minuten hatte ein Mann den Laden betreten. Er trug den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und den Hut so tief in die Stirne gedrückt, daß man seine Gesichtszüge nicht erkennen konnte. Es blieb dem Juwelier und seinem Angestellten auch gar keine Zeit, den Eintretenden genauer zu betrachten, denn kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, zog er eine Pistole und zwang die beiden Männer, sich mit erhobenen Händen der Wand zuzukehren. Er bedrohte sie mit dem Tode, falls sich einer von ihnen auch nur bewegen sollte. Rasch nahm er dann aus den Glaskästen, was ihm von besonderem Wert erschien.

Als sich längere Zeit nichts mehr hinter ihm rührte, wagte es der Juwelier, sich umzublicken. Die offenstehende Tür verriet ihm, daß der Räuber bereits die Flucht ergriffen hatte. Nun erst konnte der Geschäftsinhaber die Alarmvorrichtung in Tätigkeit setzen.

Der Schutzmann erinnerte sich nun, den Verbrecher gesehen zu haben, wie er den Laden verließ und das Café betrat. Er konnte aber ebensowenig wie der Juwelier und sein Angestellter das Aussehen des Mannes. Der Polizist ließ sich nun mit Oberkommissar Dr. Mahr verbinden und erstattete Meldung.

Schon nach wenigen Minuten betrat der Oberkommissar in Begleitung des Assistenten Rolle den Laden und nahm den Bericht des Schutzmannes und der Tatzeugen entgegen.

„Es war ein kluger Schachzug des Verbrechers," meinte Dr. Mahr, nachdem er alles Wissenswerte erfahren hatte, „einfach in das daneben liegende Café zu gehen. Er mußte damit rechnen, daß gleich nach seiner Flucht der Juwelier Alarm schlagen würde. Im Innern des Cafés, wo sich um diese Tageszeit meist Hunderte von Leuten aufhalten, konnte er leichter untertauchen als auf offener Straße. Fragt sich, ob er sich noch in dem Lokal befindet, und wenn, dann wird es schwer sein, ihn zu entdecken. Ich kann unmöglich alle Gäste verhaften."

Der Oberkommissar und der Assistent betraten das Café, das an diesem Tage außerordentlich gut besucht war. Die einzige schwache Hoffnung von Dr. Mahr bestand darin, unter den Anwesenden ein polizeibekanntes Gesicht zu entdecken. Langsam ging der Kommissar durch die langen Reihen der Tische, wobei ihm keiner der Gäste entging. Der Assistent folgte ihm auf dem Fuß. Dr. Mahr legte gar keinen Wert darauf, sich die Leute möglichst unauffällig zu betrachten, denn wenn der Verbrecher sich noch hier befand, konnte ihn sein schlechtes Gewissen verraten, sobald er Gefahr witterte.

„Die Sache ist hoffnungslos", sagte der Oberkommissar über die Schulter zum Assistenten, als sie bereits die letzte Reihe abgingen. In diesem Augenblick riß ihn Rolle beim Aermel und flüsterte ihm zu: „Dort sitzt er!" Dr. Mahr folgte dem Blick seines Untergebenen und gewahrte an einem nahen Tisch einen Mann, der vor sich eine Zeitung liegen hatte, in die er vollständig vertieft schien.

„Der Mann ist die Ruhe selbst", sagte der Oberkommissar zu Rolle. „Woraus schließen Sie, daß er der Verbrecher ist?"

„Mein sechster Sinn," dozierte der Assistent „der Spürsinn des Detektivs, der den tüchtigen Kriminalisten ausmacht!"

„Quatschen Sie keinen Unsinn!" knurrte Dr. Mahr und wollte weitergehen. Da geschah etwas Unerhörtes. Ohne jedes Gefühl für Subordination sprang der Kriminalassistent mit einem Satz auf den Zeitungsleser zu und griff ihn hart an das Handgelenk, um ihm den Arm nach rückwärts zu drehen. Wie von einer Natter gestochen, fuhr der Mann in die Höhe und faßte mit der noch freien Hand nach der Tasche. Er kam aber nicht mehr dazu, sein Vorhaben auszuführen, denn der Assistent entwand ihm mit einem geschickten Polizeigriff den Revolver. Eine Minute später trug der Mann Handschellen, und umringt von den aufgeregten Kaffeehausgästen waren Dr Mahr und sein Assistent damit beschäftigt, die erbeuteten Schmuckstücke aus den Taschen des Verbrechers auf dem Marmortisch zusammenzulegen.

Zwei Wochen nachher wurde der Assistent Rolle außer der Reihe zum Kriminalsekretär befördert. Als ganz besondere Auszeichnung hatte ihn sein Chef zu sich geladen.

„Na, Rolle," sagte beim Mokka der Oberkommissar, „jetzt gestehen Sie einmal ein, wieso Sie damals darauf gekommen sind. Das mit dem sechsten Sinn ist doch Quatsch!"

„Stimmt," meinte ein wenig boshaft der neugebackene Kriminalsekretär, „nur scharfe Beobachtungsgabe macht den großen Detektiv. Die Zeitung die unser Freund, der Juwelenräuber, lag, die lag verkehrt auf dem Tisch!"

## ■ Fröhliche Ecke ■

### Der Durst

Widerhaken kommt wegen seines Magenleidens zum Arzt. Nachdem er ihm die Symptome seiner Krankheit geschildert hat, antwortete der Arzt:

„Herr Widerhaken, leiden Sie oft auch an starkem Durst?"

„Nee Herr Doktor, soweit lasse ick et erst jar nich kommen!"

*

### Der Künstler

Als Michelangelo die Büsten des Giuliano und des Lorenzo di Medici modelliert hatte, bekrittelte man die mangelnde Aehnlichkeit. Selbstbewußt erwiderte der Künstler: „Wem wird das in zehn Jahrhunderten noch auffallen?"

*

### Der Herr mit dem Bart

„Ein Herr, der sagte, er sei ein Schulfreund von Ihnen, hat mich gestern, Ihnen einen Gruß zu bestellen. Er heißt Lebrecht."

„Kenn ich nicht."

„Trug einen braunen Backenbart."

„In der Schule hatten wir keinen mit einem Backenbart."

*

### Berufswahl

„Nun, Frau Lehmann, was wollen Sie Ihren Sohn werden lassen?"

„Weil er so eine große Liebe zu den Tieren hat, wollen wir ihn Schlachter werden lassen."

*

### Reutlingens Ruhm

Auf einer kleinen Vergnügungsreise, die Ludwig Uhland mit Gustav Schwab und Professor Osiander machte, kamen die Freunde in die Nähe der alten Reichsstadt Reutlingen, die Uhland in seinen Balladen wegen ihrer Tapferkeit im Mittelalter besungen hat, während sie sich in späterer Zeit hauptsächlich im Nachdruck schriftstellerischer Werke auszeichnete.

Beim Anblick der alten Reichsstadt rezitierte Schwab die bekannten Uhlandschen Verse:

„Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!"
Worauf Osiander schnell mit den Worten einfiel:
„Wie haben da die Färber so blutigrot gefärbt!"
Uhland aber lächelte und setzte improvisierend hinzu:
„Wie haben da die Drucker so schändlich nachgedruckt,
Und manchem armen Schlucker das Honorar verschluckt!"

*

### Der Verkannte

In einem Hamburger Theater wurde ein Weihnachtsmärchen eines bekannten einheimischen Dichters — nennen wir ihn Otto Ernst — gespielt.

Der Beifall war, namentlich bei den Erwachsenen, entsprechend lebhaft, und zum Schlusse erschien der Autor, befrackt und beglückt, auf der Bühne.

Auf dem Heimwege fragte Senator Petersen sein Söhnchen:

„Na, wie hat es dir denn gefallen?"

„O, es war alles sehr schön, Vater — nur habe ich nicht verstanden, weshalb zuletzt der Kellner auf die Bühne gekommen ist."